

Nr. 110. Bromberg, den 14. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Was soll also werden, alter Junge?"

„Wenn ich immer bei dir bleiben könnte", sagte Tonio, „wäre ich vollkommen glücklich", und als er dem verwirrt erstaunten Blick Andys begegnete, setzte er hastig hinzu:

„Oh, ich meine nicht, ohne etwas zu tun. Ich will arbeiten. Hast du einen Diener?"

„Diener?" schrie Andy, „du bist doch ein Künstler, mein Kollege."

Tonio winke ab. „Als mein Vater und meine Mutter nach Neuyork kamen, hatten sie einen Erdnußstand. Dann eine kleine Opiumspelunke im Osten. Ich wusch dort Teller. Später wusch ich in einem vornehmeren Laden. Als ich älter war, wurde ich Kellner, das blieb ich mehrere Jahre lang. Dann entdeckte ich meine Begabung und übte, übte, bis ich nicht länger Kellner zu sein brauchte. Das ist meine Geschichte. Warum sollte ich zu stolz sein, einen Diener abzugeben?"

„Verstehst du, mit einer Schreibmaschine umzugehen?"

Tonios Gesicht hellte sich auf. Natürlich. Während seiner Zauberzeit hatte er alle Briefe mit der Maschine geschrieben. O ja, er konnte noch schreiben. Er hatte es für Frosko getan, als seine Hände noch viel steifer waren als jetzt.

„Dann kannst du mein Privatsekretär werden", sagte Andy.

Tonio sah ihn von der Seite an und war eifrig bemüht, Andys Worte auf ihre Ernsthaftigkeit zu prüfen. Er hatte seinen Stolz. Sein ganzes Leben lang hatte er für seinen Unterhalt gearbeitet. So bereit er war, für seine dringendsten Bedürfnisse eine Hilfe von seinem Freund anzunehmen, so schrak er doch zurück, wenn es sich darum handelte, bei einem reichen Mann als Parasit zu leben. Seine Leistung durfte nicht in einer Scheinarbeit bestehen.

„Was werde ich zu tun haben?"

Andy öffnete einen kleinen Handkoffer, hob einen Stoß Papiere mit beiden Händen hoch und ließ sie in den Koffer zurückfallen. Er spaßte:

„Wenn du willst, kannst du sie alle beantworten."

Und plötzlich hatte er einen Vorschlag.

„Tonio", sagte er, „du bist mir vom lieben Gott gesandt. Ich fahre heute nacht nach England. Du behältst hier die Zimmer. Verschaffe dir eine Schreibmaschine. Beantworte alle diese Briefe hier und auch die, die die Post noch bringen wird. Schreibe: Geehrter Herr oder Geehrte Gnädige Frau oder Geehrte Herren und Geehrte Damen oder was du willst... In Bezugnahme auf Ihren Brief vom soundsovielten... muß ich Ihnen mitteilen, daß Sir Hermann infolge seiner schwachen Gesundheit gezwungen ist, den Winter in Griechenland zu verbringen. Er hat mir strengsten Befehl gegeben, die Post nicht nachzusenden. Bei seiner Rückkunft werde ich Ihren Brief vorlegen. Ich verbleibe, geehrter Herr, geehrte Dame... Ihr ergebener Antonio Caffarelli, Privatsekretär."

Tonio verglich im stillen seinen einst so unbekümmerten, schäbigen, besten Freund mit dem jetzt übereleganten Engländer, dem Mann mit Titeln und Geld, der im Grunde seines Wesens doch unverändert geblieben war, und sagte scharfsinnig:

„Du spielst dir was vor, Andy!"

Andy starrte ihn lange Zeit an, die Heiterkeit wich aus seinem Gesicht. Furcht ergriff ihn. Er setzte sich und brannte sich eine Zigarette an, bevor er antwortete:

„Du hast recht. Ein teuflisches Spiel. In gewissem Sinn ein Spiel auf Leben und Tod. Ich erzähle dir in den nächsten Tagen davon, aber jetzt nicht. Ich habe keine Zeit. Aber wenn du zu mir hälst, halte ich zu dir. Du hast nur eins zu tun: Dich meinen Anweisungen zu fügen, verstehst du? Das ist wichtig. Vor allem: Kein Mensch darf wissen, daß du mich früher gekannt hast, und kein Mensch darf wissen, daß ich je in Amerika war."

„Ich verstehe", sagte Tonio und sah ihm dabei in sein verstörtes Gesicht. „Wen soll ich also darstellen,"

Andy, der wieder seine Fassung erlangt hatte, sprang auf und lachte:

„Wen du willst. Halt ich weiß es. Du bist mir empfohlen von Mussolini oder dem Commendatore Professore Cavalcaselli von der Universität Padua. Ich erinnere mich, du erzähltest doch einmal, du kämst aus Padua. Sehr gut. Du weißt nichts über mich, verstanden? Nichts! Und du bist auch nie in Amerika gewesen. Du hast dein Englisch von einem jungen Studenten gelernt, dem du in Padua Unterricht in Syrisch gegeben hast."

Tonio fuhr sich durch sein weißes Haar und starrte Andy mit offenem Munde an:

„Ich begreife es schon, doch immerhin verstehe ich nicht, Andy..."

„Wenn ich dir helfen soll, alter Junge, und das will ich von ganzem Herzen, dann mußt du mir auch helfen", antwortete er. „Und das geht nicht anders, als daß du tust, was ich dir sage."

Es klopfte, Andy ging an die Tür und öffnete. Es war Diana.

Sie trat ein. Als sie Tonio sah, sagte sie mit verhaltenem Atem:

„Oh, ich bitte um Verzeihung."

„Aber gar nicht, meine Liebe", sagte Andy höflich, „darf ich dir Signor Antonio Caffarelli vorstellen?"

Sie grüßte strahlend.

Tonio verbeugte sich voll Hochachtung.

„Ich wollte hinunter, so kam ich einen Augenblick herein", sagte Diana.

Tonio nahm seinen Hut. „Ich will jetzt gehen, und später komme ich wieder, wenn es Ihnen recht ist."

„Ich möchte Ihnen den doppelten Weg ersparen, Signor Caffarelli. Würden Sie sich vielleicht in mein Schlafzimmer begeben und dort ein wenig warten?"

Er öffnete höflich die Tür, schloß sie hinter ihm und wandte sich an die erstaunte Diana.

„Wer ist das komische Männchen?“

„Ich gedenke, ihn als meinen Privatsekretär anzustellen“, antwortete Andy so förmlich wie möglich. „Er wird mir von einem italienischen Freund aufs wärmste empfohlen.“

„Warum trägt er kein Hemd?“

„Keine Ahnung, meine Liebe. Ich habe es gar nicht bemerkt. Vielleicht hat er es verloren oder einem Rennpferd geschenkt, was weiß ich!“

Sie mußte lachen, stockte jedoch, als sie die Affen auf dem Kaminsims entdeckte.

„Guter Gott, Hermann, was ist das nun wieder?“

Er verwünschte seinen närrischen Einfall, die tolle Reihe aufzustellen. Er hätte an ihr plötzliches Erscheinen denken können. Er schaute kühl auf die Reihe. „Affen“, sagte er.

„Aber wozu? Bist du im Begriff, verrückt zu werden?“

„Nein, vielmehr im Begriff, nach London zu fahren. Willst du nicht Platz nehmen?“

Sie setzte sich wie im Traum in den angebotenen Stuhl.

„Nach London? Was haben diese verrückten Dinger mit London zu tun?“

„Nichts“, sagte Andy und stellte sich mit dem Rücken zum Kamin. „Gewissermaßen besteht aber sogar ein Zusammenhang. Wenn du es wissen willst: Ich habe sie von einem verbitterten Burschen gekauft, einem Engländer. Er erzählte mir, und ich habe keinen Grund, es ihm nicht zu glauben, daß er während des Krieges bei der Garde gestanden hat. Du weißt, ich bin nicht für glatte Almosen. Mir schien der beste Weg, ihm zu helfen: daß ich ihm den ganzen Satz abkaufte. Er war sehr dankbar.“

Diana schauerte. „Ein Engländer, einer von der Garde, der Spielzeug verkauft? Wozu gibt es einen englischen Konsul?“

„Um arbeitslose Engländer von England fernzuhalten“, sagte Andy streng. „Dieser Kerl, ein großes, verkommenes Gerippe von einem Mann, ganz sichtbar ein hoffnungsloser Fall trinkt, betäubt sich mit Rauschgiften und so weiter. Ich habe ihm auf die einzig mögliche Art etwas geholfen.“

„Und hast dich nicht angeboten, ihm weiter behilflich zu sein?“

„Natürlich nicht.“

Diana sprang auf und sah ihn zornig an.

„Du bist hart wie Eisen! Ich habe es schon immer gesagt. Gott behüte die arme Muriel!“

„Ich sehe nicht ein, was Muriel mit einem herabgekommenen, unwürdigen Gardeleutnant zu tun hat.“

„Du siehst nie etwas ein“, sagte Diana. „Du hast nicht einmal gefragt, weshalb ich mir die Mühe machte, dich aufzusuchen.“

Andy erwiderte höflich:

„Du hast mir dazu noch keine Möglichkeit gegeben, meine liebe Diana.“

„Ich kam, um dir zu berichten, daß man die Ursache ihres Fiebers herausbekommen hat. Eine verdammte Nachlässigkeit! Guilbaud hat es heute nachmittag endlich festgestellt. Wenn du willst, kannst du sie morgen sehen.“

„Ich bin froh darüber, ich bin erleichtert, unerhört erleichtert“, sagte Andy und streckte ihr die Hände entgegen, „zugleich bin ich schrecklich traurig, denn ich muß nach London.“

„Ja richtig“, sie runzelte die Stirn, „du sagtest vorhin irgend etwas von London.“

„Ich muß heute nacht abreisen, über Le Havre, in dringenden Angelegenheiten.“

„Muriel wird enttäuscht sein“, sagte Diana.

„Du mußt ihr Grüße bestellen und ihr die Dringlichkeit meiner Reise vorstellen.“

„Wie langweilig“, sagte Diana.

„Das habe ich schon ein- oder zweimal von dir gehört“, sagte Andy, „schade, denn ich erwarte von dir immer etwas Originelles.“

Sie ging ärgerlich zur Tür. Er begleitete sie. An der Schwelle fragte sie:

„Wann kommst du zurück?“

„In ein paar Tagen.“

Sie ging hinaus, den Korridor entlang mit ihren federnden Schritten.

„Diana, ich bin nicht der kalte Fisch, der brutale Mensch, für den du mich hältst.“

Sie drehte sich um. „Dann bleib in Paris, sei gut zu Muriel und hilf dem armen Teufel, dem du die Affen abgekauft hast.“

Andy kehrte langsam in sein Zimmer zurück. Er befreite Tonio.

„Lieber Freund“, sagte er. „Ich hatte eine scheußliche Unterredung. Das einzige Gute daran war, daß ich die Dame überzeugt habe, daß du ein englischer Gardeleutnant bist!“

9

Tonio begleitete ihn zum Bahnhof Saint Lazare, zu dem Zug um 5 Uhr 55. Die Stunden dazwischen waren mit ernsten Unterredungen ausgefüllt und mit allerlei Überlegungen. Es wäre doch völlig phantastisch gewesen, Tonio als Inhaber eines prächtigen Zimmers zurückzulassen, lediglich damit er Briefe beantworte. Andys Sinn für alles Ausgefallene und Übertriebene wäre dadurch zwar befriedigt worden, aber in seiner bedenklichen Lage verzichtete er darauf. Diana war gefährlich. Wenn sie schon überzeugt worden war, daß der Verkäufer der Affen ein englischer Gardeoffzier sei, würde sie doch nicht ohne weiteres begreifen, warum er, Andy, ein komisches Männchen, das kein Hemd trug, als Privatsekretär anstellte. Bei einer nächsten Begegnung mit Tonio, entweder zufällig, was gut möglich war, oder absichtlich, was mehr Wahrscheinlichkeit für sich hatte, denn Dianas Art war draufgängerisch, würde sie sicherlich versuchen, Hermanns geheimnisvolles Verhalten aufzudecken.

Es war also richtiger, wenn Tonio bei ihm blieb. Unwillkürlich klammerte er sich an die wiedergefundene Freundschaft mit dem kleinen Mann. So wenig noch hatte er sich an die unvermeidliche Einsamkeit gewöhnt. Mit Tonio konnte er sich über alle seine Angelegenheiten aussprechen. Überdies würde sich auch Tonio nach solcher Wendung seines Geschickes doppelt einsam fühlen.

Also änderte Andy seine Pläne. Tonio, der reichlich mit Geld versehen worden war, mochte diese Nacht für sich selbst sorgen. Am nächsten Morgen sollte er sich Hemden, Socken, Schlipse, einen Koffer kaufen und noch alles andere Nötige, sollte den Vier-Uhr-Zug am Nordbahnhof nehmen und tags darauf in Victoria ankommen. Er würde im Grosnevor-Hotel ein Zimmer für sich bestellt vorfinden.

Gerade als Andy in den Zug steigen wollte, hielt ihn Tonio am Arm fest.

„Andy, soll ich mir nicht lieber das Haar abschneiden lassen?“

Andy grinste ihn verständnislos an.

„Für meinen Beruf bisher war es gut so. Es tat seine Wirkungen bei den Zeitungen, es war volkstümlich. Für einen Diener aber oder einen Privatsekretär“, er fuhr mit seinen Fingern aufgeregt in der Luft herum, „nein, da muß ich es zurechtstutzen lassen. Du hast doch nichts dagegen?“

Er war so ernst dabei, daß Andy nicht das Herz hatte loszulachen. Er hatte schon überlegt, was er auf seiner Reise durch die Welt mit dem auffallenden weißen Zulu anfangen sollte. Er sagte scheinbar nachdenklich:

„Wenn man es so ansieht, hat es etwas für sich, alter Knabe. Aber beraubst du dich nicht deiner Eigenart?“

„Bin ich denn überhaupt in diesem neuen Leben, das dir gehört, noch ich selbst? Und du liebst mich doch nicht meiner schönen Haare wegen?“

„Nein“, lachte Andy und drückte Tonios Arm, „ich schätze dein gutes Herz.“

„Also werde ich mir das Haar abschneiden lassen, mein Herz aber lassen, wie es ist!“

„Genau so ist es recht“, rief Andy und erstieg die Stufen zu seinem Abteil.

Der Zug fuhr ab, Andy lehnte sich zurück in seine Lehne und brannte sich eine Zigarette an. Wieder einmal hatte er die Angst ein wenig von sich geschoben. Dies unbequeme, gefährliche, unsichere Leben hatte jetzt einen Sinn bekommen. Jedenfalls hatte er einen anständigen, braven Menschen vor dem Zugrundegehen bewahrt. Wenn das Geld ihm ermöglichte, Tonio zu retten, war es ganz einerlei, wie er dazu gelangt war, und sein unrechtmäßiger Besitz war durch eine solche Verwendung gerechtfertigt.

Seine Gedanken wanderten zurück in die furchtbare Zeit, als er selbst sich im Elend befand und der kleine Zauberer sich selbstlos für ihn aufgeopfert hatte. Auch die geldgierige Hure Giulietta kam ihm in den Sinn. Selbst sie

war mitleidig und freundlich zu ihm gewesen. Ohne Tonio und Giulietta wäre er ganz sicher gestorben, wenn nicht an der Lungenentzündung, so vor Hunger!

Zwei Tage nach seiner Ankunft in London traf er auf der Bahnstation von Ringwood in Neuforest mit Tonio zusammen. Ein Wagen erwartete sie. Es war ein bedrückender, nebliger, kalter Dezembertag. Es hatte die ganze Nacht geregnet.

„Das ist doch wohl“, meinte Andy, als der Wagen sich in Bewegung setzte, „die scheußlichste Gegend der Welt.“

„Im Sommer muß es hier herrlich sein“, sagte Tonio.

Andy betrachtete ihn von der Seite. Dank seinem natürlichen Instinkt oder seinem angeborenen Schauspielertalent hatte sich Tonio jedenfalls für die neue Rolle ganz richtig zurechtgemacht. Als Privatsekretär eines Gelehrten, empfohlen von einem Fachgelehrten, betonte er in der Kleidung gediegenste Einfachheit und in seinem ganzen Gehaben tiefste Bescheidenheit. Zu Andys größter Beruhigung hatte ihn Bronson ohne das leiseste Augenzwinkern empfangen, mit großmütiger Rücksicht auf die Eigenheiten Sir Hermanns, der eben gezwungen war, sich mit ausländischen Angelegenheiten zu befassen. Der Titel Professor, auf den Andy großen Wert legte, machte auf Bronson großen Eindruck. Tonio nahm ihn als bestehende Tatsache hin. Er hatte jahrelang als Professor Caffarelli gearbeitet. Hätte ihn damals irgendeine schlaue, witzige Person gefragt, wofür er seinen Professortitel erhalten hatte, er hätte geantwortet: „Für meine Taschenspielerei.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Reise nach Australien.

Eine Bergbauerngeschichte von Alfred Huggenberger.

Auf der Heimkehr von einem Weidgang klopft der Wehrtanner Urech Leu seinem Bergnachbarn vom Heiletsboden auf die Achsel. „Heut bin ich übermaßen gut aufgelegt“, sagt er. „Heut will ich dir einmal erzählen, wie mein Bruder Heiri vor Jahr und Tag nach Australien gereist ist. Eines mußt du zum voraus wissen, der Heier hat daheim einfach nicht gut getan. Das heißt nicht etwa, er sei ein fauler Hund gewesen, o nein, beim Bauernschaffen hat er in allen Stücken seinen Mann gestellt. Nur an den Webstuhl wollte er um des Teufels Willen nicht heran, den Webkeller nannte er die kleine Höll', und die wollte er nach seiner Behauptung mit dem, was er bis jetzt angestellt, noch nicht verdient haben. Der Vater, wie er denn immer ein Hartkopf gewesen ist, hat gesagt: „Da hindurch geht's, Bub, biegen oder brechen. Wenn du nicht bei schlechtem Wetter am Webstuhl schaffen willst, dann stell' ich dich vors Haus“

Der Heier nimmt allsogleich die Türfalle in die Hand und ruft schon durch's offene Fenster in die Stube herein: „So, draußen wär' ich, wenn's nur an dem fehlt, du brauchst dir keine Mühe zu machen. Aber wissen möcht' ich doch, ob ich mit meinen 23 Jahren nicht einen Zehrpfennig auf den Weg verdient habe.“ Der Vater lenkt ein und geht ans Fenster: „Und die Straße, Bub? Sonne oder Mond?“

Der Heier ist nicht gleich beschlagen. „Hä nun — zuerst will ich einmal ein Jahr lang laufen, immerzu, bis mir wo ein Ort recht ist. Hundert Stunden weit, auch zweihundert. Der Berg kann mir gestohlen werden und der Webstuhl da unten dazu.“

„Einem Vaganten geb' ich kein Geld zum Verschleißen“, sagt der Vater. „Du mußt dir ein Ziel vorstecken, ein richtiges Ziel, und auf das mußt du zuhalten, immer gerade aus.“

„Dann fahre ich nach Australien“, erwidert der Heier kurz und gut. „Australien ist auch auf der Welt. Bloß nach Amerika zu gondeln, das wäre mir zu blöd, nach Amerika kann jeder Laff reisen.“

„So etwas laß ich gelten, der Handel ist abgemacht“, sagt der Vater. „Ich' geb dir fünfhundert Franken in die Hand. Wenn du dein Spargeld dazulegst, so kannst du's machen. Aber ich will einen Brief von dir aus Australien bekommen, darunter tu ich's nicht.“

„Den Brief bekommst du. Wenn ihn der Briefträger bis in zwei Jahren nicht bringt, so ist das Schiff untergegangen.“

So haben die zwei den Vertrag durchs Fenster abgeschlossen, und am andern Tag früh ist der Heier schon gestiefelt und gestrählt mit seinem Säcklein unter der Haustüre gestanden. Am obern und am untern Kirschgarten ist er vorbeigewalzt, wo man schon mit Heuen anfing, ohne auch nur mit einem Aug nach rechts oder nach links zu schielen. Auch vom Berg hat er nicht ein einziges Mal mit Stillstehen oder Augenausputzen Abschied genommen. Den kann ich mir dann wieder angucken, wenn ich einmal von Australien zu Besuch heimkomme, hat er zu sich selber gesagt.

Beim Höflein zur Haberen steht die Witfrau des beim Holzen verunglückten Sali Gutknecht auf dem Stiegentritt und ruft ihn an: Wo 'naus, Heiri, wo 'naus?“

Ist er stillgestanden und hat die hübsche junge Frau mit schiefgedrehtem Kopf ein bißchen ins Auge genommen. „Ich geh ab! Den Berg könnt ihr behalten.“

„Das Wohin darf man, scheint's, nicht erfahren“, kommt es von der Stiege zurück. „Läufst du etwa bloß der Nase nach ins Blaue hinein?“

„Nach Australien geht's, wenn dich jemand fragen sollte.“

„Ist das weit?“

„Du bist ja so lange wie ich in die Schule gegangen.“

„Jetzt möcht' ich nur noch aus dem Wunder kommen, ob heut der letzte Tag ist, wenn man nach Australien will.“

„Es fährt nicht bloß ein Schiff auf dem Meer“, gibt der Heier zurück.

Die Brene besinnt sich auch nicht lang. „Dann könntest du vorher noch ein gutes Werk tun: du könntest mir die Tobelwies abmähen, es ist mir da fast zu steil. Das andere bring ich dann schon fertig.“

„Also. Macht man das.“

Der Heier legt sein Bündel in den Schopf, dengelt eine Sense und fängt an zu mähen. Die Sonne brennt heiß an die steile Halde, er mäht. Mittagessen in der freundlichen Stube. Er dengelt und mäht wieder. Einesmals steht die Witfrau hinter ihm. „Nur g'stät, es reicht jetzt schon. Auf einen Tag wird's dir nicht ankommen, Australien springt nicht fort. Wie wollten wir das viele Heu morgen eintragen, ich und die Gritt?“

Heiri putzt das Sensenblatt mit einem Graswisch blank und schafft mit Gabel und Rechen. „Auf einen Tag kommt's mir nicht an.“

„Was kostet eigentlich das Schiff, wenn einer nach Australien fahren will?“ frägt Breni nach dem Abendessen. Er weiß ihr nicht genau Aufschluß zu geben. „Das wird halt schon ein wenig auf den Wind ankommen; aber man hat mir in Schönau auf der Sparkasse gesagt, als ich mein Geld holte, es werde schon so um die sechshundert Steine herum rumpeln.“

Sie schlägt die Hände zusammen. „Ein Sündengeld! Mit so viel wäre mir für alle Zeit geholfen. Ich darf mich ja, was die Schulden angeht, jeden Abend getrost ins Bett legen; aber bares Geld kommt einem nicht ins Haus geregnet. Das Waisenamt plagt mich nämlich, ich soll der Gritte, meines seligen Mannes Schwester, 700 Franken in die Kasse tun. Nun — bis Jakobi habe ich noch Zeit, bis dahin wird sich vielleicht Rat finden lassen.“

Der Heier ist im stillen überzeugt, der Rat sei schon halb und halb gefunden. Auf seinem Lager in der Dachkammer fällt ihm ein, daß schon viele Auswanderer den Schifflohn mit Kohlenschaufeln verdient hätten. Er betrifft sich nachher unversehens auch noch über einer anderen Erwägung. „Jetzt denkt sie unten im Bett vielleicht an das gleiche wie ich“, geht es ihm vor dem Einnicken durch den Kopf.

Ob er nicht noch einen Tag, einen allereinzigen Tag bleiben würde? fragt und bittet Brene, während sie ihm am Morgen den duftenden Eierkuchen neben das Kaffetöpfchen hinstellt. „Was ich abgemäht habe, das trage ich auch noch ein“, erwidert er, ohne aufzusehen.

Das Wetter läßt sich herrlich an, man kann gleich nach dem Mittagessen mit Eintun anfangen. „Du machst so verrückte Bürden“, meint Brene, als sie ihm wieder einmal beim Binden zusieht, und er meint darauf kurz: „In Australien werde ich wohl kein Heu eintragen dürfen.“

Nun steht er schon mit der schweren Last auf den Beinen und wirft sie mit einem gewaltigen Ruck auf dem Nacken zurecht. Sie streift flink die herabhängenden losen Halme ab; da kommen unter dem Heuversteck hervor ein paar gewichtige Worte:

„Australien liegt weit. Morgen ist mein letzter Tag hier — es wäre denn, du sagtest, ich soll dableiben. Halt nicht bloß als Knecht, du weißt schon, wie ich es meine."

Sie braucht nicht lange nachzugrübeln. „Willst du nicht zuerst die Bürde hinauftun und dann nachher zu mir in die Stube kommen?"

„Nein, jetzt will ich es wissen — da unter Gottes Heu, in dieser Minute!"

Er dauert sie wahrhaftig unter seiner Last, sie darf ihn nicht lange hinhalten. „O du! — Ich hab dich ja schon gern gesehen, als der Sali noch das Leben hatte. Ist vielleicht starke Sünde gewesen, aber du hättest es — im anderen Fall — sicherlich nie zu wissen bekommen."

Da wirft er die Bürde kurzerhand ab und nimmt das Vreni in die Arme. Das geht so schnell, daß sie ihm nicht hätte aus dem Weg gehen können, auch wenn es ihr daran gelegen gewesen wäre. Sie läßt sich freilich mit Not zu einem Kuß herbei. „Eh — du Junggesell, du bist noch nicht in Australien!"

Dem Heier läuft die Arbeit nachher erst recht wie geölt aus den Händen. Einmal sagt er zu seiner Meisterin im verstohlenen: „Du, Vreni, ich habe beim Hinaufsteigen manchmal so ein Gefühl. Es ist mir gar nicht zumut, als ob ich fremdes Heu auf dem Buckel hätte."

Mit dem Einschlafen hapert es diese Nacht, obwohl es am Müdesein nicht fehlt. Einmal pickt ihn der Gwunder so stark, daß er sich halb anzieht und barfuß die zwei Stiegen hinabgeht. Bei der untern knarren die Tritte recht unverschämt, als wollten sie einen Dieb verraten. Er muß immer wieder stillstehen und sich auf den Rückzug besinnen.

Endlich steht er doch in der stockdunklen Stube. Die Wanduhr tickt hart, sie ist in diesem Augenblick sein böses Gewissen:

Tick — tack — Lumpenpack
Pink — pink — schäm dich — Fink!

Zweimal hat er die Knöchel gespitzt, um an die Türe zu pochen — erst das drittemal gibt es einen leisen Ton, vor dem er doch wie ein Verbrecher zusammenfährt.

Stille im Haus, keine Maus regt sich.

Soll er zum zweitenmal klopfen, Nein. Jetzt würde er selber erschrecken, wenn ein Laut aus der Kammer käme. Er drückt sich hinaus, die Tür hat er vorsorglich offen gelassen. Fast eine halbe Stunde läßt er sich Zeit, Stufe um Stufe in seinen Verschlag hinaufzusteigen. Jetzt kann er schlafen wie einer, der ein gutes Werk getan hat.

Die Vrene fragt am andern Tag, während sie ihrem Mähder auf der Steinhangwiese einen Trunk einschenkt: „Du, Heiri — bist du nicht in der Nacht in der Stube gewesen,"

Er muß sich verlegen abwenden. „Ich habe halt gedacht, du ersorgtest dich jetzt wieder bis zum hellen Morgen. Da wollte ich dir nur schnell sagen, daß du das Geldlein für die Gritte von mir haben könntest."

„Ich habe dir das zugetraut, Heiri", gibt sie zurück. „Denn ich weiß, daß du ein Guter bist. Wenn wir nicht da auf der Wiese wären, wollte ich dir jetzt einen Kuß geben. Du bekommst ihn aber doch, es wird sich schon einmal schicken. Ich will es dir jetzt bekennen, ich habe das Klopfen gehört. Einen Augenblick habe ich ans Aufmachen gedacht. Aber ich habe halt am Abend das Büblein ein wenig zu mir ins Bett genommen. Da ist es mir dann eingeschlafen, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, das Kind zu wecken. Gelt, du nimmst mir das nicht übel?"

„Wenn ich dir das übelnähme, dann würdest du mich besser nach Australien schicken." — —

Fünf oder sechs Tage lang haben wir daheim auf der Wehrtanne nicht gewußt, daß der Heier nur bis zur Haberen hinabgekommen ist. Eines Abends beim Nachtessen hat die Mutter sich seinetwegen besonders schwer gehärmt. „Ach — jetzt ist der Heinrich vielleicht schon auf dem großen Weltmeer, ich hab' eine Ahnung, daß ihm das Heimweh fast den Tod gibt. Oh — wenn er gar in seiner Not ins Wasser springen würde! Und die Haifische schwimmen um das Schiff herum mit ihren aufgesperrten Rachen, wo man mit einem Fuder Heu einfahren könnte!"

Da bringt der Schang vom Kirschgarten einen Brief, den der Bote dort für uns abgegeben. Er lautet ganz kurz:

„Liebe Eltern und Geschwister! Ich bin denn also glücklich in Australien angelangt, die Gegend gefällt mir gut, und ich gedenke zu bleiben. Wenn Ihr mir schreiben wollt, so ist die Adresse: Frau Witwe Verena Gutknecht, geborene Mäder auf der Haberen, Post Steiniggrund. Von wem werdet Ihr wohl erraten."

Der Vater ist gleich am andern Tag hinabgegangen und hat dem Nichtsnutz die 500 Franken wieder abnehmen wollen; aber die sind schon in einem andern Säckel gewesen. Zu mir hat der Heier, wie er nach dem Heuet als Verlobter mit seiner Vrene zum erstenmal heim auf Besuch kam, hinterm Hause gesagt: „Du, Uech, wenn du von Australien eine Ahnung hättest, du würdest morgen schon dorthin abdampfen."

Mailied.

Von Hermann Claudius.

Könnt ihr sie schauen —
könnt ihr sie singen, meine Lieder
Was für holdselige Frauen
wandeln nun wieder!
Da ich selber jung war
und selig mit ihnen,
und blond mein Haar,
und heiter die Mienen —
gingen sie mir vorbei,
ging ich ihnen vorüber.
Und wir selbst waren Mai
und im Knospenfieber.
Könnt ihr sie schauen,
lobsingen, meine Lieder?
Was für holdselige Frauen
wandeln nun wieder!



Bunte Chronik



Muttertum — Opfertum.

Auch heute noch gilt das Gesetz, daß unsere Mütter nur unter Schmerzen und opfervollem Einsatz von Leib und Leben neue Generationen zum Lichte der Welt führen können. Aber ein Blick in die Geschichte zeigt doch, wie viel Schlimmeres den vergangenen Zeiten auferlegt war. Man wußte noch nichts von Keimfreiheit und Hygiene; ohne die geringste Kenntnis der natürlichen Lebensbedingungen mußten die Kinder aufwachsen, und allzuviele kamen vorzeitig um, allzuviele Mütter auch erlagen den Gefahren der Geburt. So hatte zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein Edelmann, Dietrich von Münchhausen, zwölf Söhne und wohl ungefähr ebensoviele Töchter. Und besaß dann nur einen einzigen Enkel, der kinderlos starb. Schon in der dritten Generation war die Flamme des Lebens, die für alle Ewigkeiten angesteckt schien, ganz erloschen. . . . Danken wir darum heute den tatkräftigen Bemühungen unserer Forscher und Ärzte, die das Leben vor solchem nutzlosen Versickern bewahren!

Die kostbarste Briefmarke der Welt.

Die kostbarste Briefmarke der Welt, das einzige Exemplar der 1 Cent Britisch-Guayana-Marke von 1856, soll in London demnächst verkauft werden. Augenblicklich befindet sich das begehrte Stück auf der Reise von Newyork nach London, wo es jetzt bei einer Versicherungsgesellschaft mit 120 000 Mark versichert wurde. Die Marke wurde im Jahre 1856 in einer Zeitungsdruckerei in Britisch-Guayana gedruckt und 16 Jahre später in der Briefmarkensammlung irgendeines Schuljungen entdeckt, der sie für 50 Pfennig verkaufte. In der Folgezeit erwarb sie für den respektablen Preis von 155 Pfund der bekannte Philatelist Ferrari, und 1921 ging die Marke bei der Ferrari-Auktion in Paris für den höchsten Preis, der damals für eine einzelne Marke gezahlt wurde, für 7343 Pfund, in den Besitz von Arthur Hind (Newyork) über. Nach dem kürzlich erfolgten Tode dieses großen Sammlers soll die seltenste Marke der Welt wahrscheinlich einen europäischen Käufer finden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.